

Unterhaltung

Meister Peschke

Ein Uhrmacher-Roman von Guido Leitgeb

(Fortsetzung zu Seite 149)

Deutlich fühlte Werner ihren forschenden, fragenden Blick auf sich ruhen und wagte nicht, sie anzuschauen. Er hörte nur, daß die Polster des alten Sofas knarrten, und wie sich jemand darauf niederließ, vernahm deutlich den Atem eines Menschen, der recht vernehmlich ging, und lenkte nun den Blick sinnierend zum Fenster hinaus. Sein Auge aber irrte wie durch eine Wüstenei. Er hörte nur immer und lauschte. Auf jedes Knistern achtete er und jedes Räuspern, auf jedes Tick und jedes Tack, jedes Auslösungsgeräusch, Wimmern, Klingeln und Knarren, auf jedes Rasseln, Klopfen und Hammerschlagen; doch als die Schwarzwälder Kuckucksuhr zu rufen begann, drehte er sich dieser langsam und mit einem Schatten auf der Stirne zu, indem er bemerkte: „Dieser Kuckuck sollte sich beinahe einmal zum Kuckuck scheren!“

Hell lachte Martha über diese Äußerung auf, denn es klang sehr komisch, wie das herauskam. Doch er hatte jetzt einen Anknüpfungspunkt gefunden und teilte ihr nun mit, daß der Kuckuck mit grenzenloser Willkür die Zeit bestimme und Stunden rufe, die es überhaupt nicht gebe. Wer hätte es schon jemals dreizehn schlagen hören? Das bringe dieses Vogelvieh aber spielend leicht fertig. Nicht nur das — er rufe auch mitunter zweimal die Zwölf, ohne Unterbrechung.

„Bei dem piept es halt!“ gab sie zurück und lächelte unter ihren feingezichneten Augenbrauen hervor. Da begegnete er ihrem Blicke und sah sie groß und erstaunt an, als sitze ein völlig fremdes Wesen in den Polstern. Das Gesicht lag etwas beschattet und wirkte nun viel weicher als sonst. Die Haltung war lässig und hatte etwas Anschmiegendes und Hingebendes, was er noch nie in seinem Leben wahrgenommen hatte.

„Du scheinst es tatsächlich zu glauben, was ich sagte!“ flüsterte sie.

„Es muß so etwas Ähnliches sein!“ bemerkte er nur nachdenklich und ließ sich auf dem Drehschemel des Werkstisches nieder.

Wie eine Erlösung von einem beklemmenden und doch beseligenden Alpdrucke kam es ihm vor, als die Mutter durch die Türe rief: „Marthel, springe doch rasch zur Großmutter hinauf. Sie möchte Kaffee trinken kommen; ich höre sie nämlich schon oben umgehen!“

„Ja, Tante!“ entgegnete das Mädchen, erhob sich rasch, verließ das Zimmer, so daß das Messingschild mit der Aufschrift „Werkstatt“ in die Stube hineinblinzelte und einen neugierigen Blick auf den Werkstisch warf.

Werner aber schaute wieder durch das Fenster in den Garten hinaus, stützte das Haupt in die Hände und war mit seinen Gedanken bald auf einer Kirmes, bald auf einem Kinderfeste, schließlich auf einer Einsegnungsfeier, tollte auch einmal über die Felder, kroch in Rindvieh- und Pferdeställe, auf Heuböden und Strohschober. Aber er war nie allein. An seiner Seite befand sich stets ein unscheinbares, spillig hochgeschossenes Mädchen mit brandroten Haaren. Nichts Besonderes und doch von eigentümlichem Reiz.

Mit diesem Mädchen sah er sich auch an einem Sommerabende auf einer lauschigen Bank des Gasthofes „Zu den drei Linden“ sitzen. Sie hatten eben etwas Wein getrunken, saßen nun eng angeschmiegt beieinander und hielten die Hände verschlungen. Über ihnen aber glänzte ein großer Stern, und der Mond stand eben im Begriffe, über dem Dachfirste zu verschwinden. Er zeigte das erste Viertel.

Es kam ihm vor, als sei das alles erst gestern gewesen, und doch schon lange her, und er sei inzwischen in eine andere Welt eingetreten.

Mit Energie wurde jetzt die Schlupftüre geöffnet und der Vorhang beiseite gerafft. Mit einem Porzellantablett in der Rechten bahnte sich Frau Ernestine ihren Weg in das Zimmer, setzte das Tablett auf dem breiten Fensterbrett ab, legte eine blau bedruckte Kaffeedecke auf den Tisch mit einer Kaffeekanne, Tassen und dem Spruche darauf: „Unser tägliches Brot gib uns heute“, und begann dann die Tassen von gutem, altem Porzellan auf das Tischtuch zu stellen. Sie legte auch silberne Löffelchen auf, die mit feinem Geklirre in die Untertassen fielen. Zum Schluß setzte sie eine Zuckerschale aus feinstem blauen Kristallglas mit Kugelschliff auf den Tisch.

Eben mit der Verrichtung zu Ende, horchte sie auf und bemerkte: „Sie kommen!“, griff nach dem Tablett und verließ die Stube wiederum, nachdem sie noch einen Blick auf Werner geworfen hatte, der anscheinend in einem Buche las.

„Sie kommen!“ klang es noch einmal in seinen Ohren und er wußte, daß die betagte Großmutter jetzt, auf den Arm des Mädchens gestützt, die Treppe herabgeschritten kam. Etwas altersschwach und asthmatisch. Und noch vor Jahresfrist hätte niemand der Greisin ihr hohes Alter angemerkt. Als der Großvater das Zeitliche gesegnet hatte, klappte sie merklich zusammen und wußte sich unverhohlen zu trösten: „Geduld, Geduld! Im Frühjahr bin ich bei dir!“ — Sie hatte den festen Willen, ihrem August Wilhelm bald zu folgen.

Ächzend und stöhnend, wie ein abgeklappertes Uhrwerk, trat die Altmutter in das Zimmer und ließ sich in das weiche Pfuhl des Sofas nieder. Martha aber nahm auf einem gepolsterten Stuhle Platz, den sie von der Wand herüberückte. Im gleichen Augenblicke trat Frau Ernestine herein, sagte: „Na, da seid ihr ja! Nun komm, Wernerle, Kaffee trinken!“

Der Angeredete erhob sich, nahm an der Seite der Großmutter Platz und ließ sich bedienen. Zum Kaffee gab es Hörnchen mit Pflaumenmusfüllung; es war heute Martinstag, an dem der Sitte nach auch stets die erste Gans auf dem Tische erschien. Weil der Vater und Gotthard aber in Glogau waren, hatte Frau Ernestine den seltenen Braten bis Mariä Opferung aufgehoben, zwei Tage nach Elisabeth, an dem die Orgelbauer wieder anwesend sein konnten. Durch den Buttermann hatte Meister Wilhelm am gestrigen Sonnabend einen Brief an die Seinen geleitet, der sie in den Morgenstunden erreicht und ihnen mitgeteilt hatte, daß die Arbeit einen guten Verlauf nehme. Um aber zur rechten Zeit fertig zu werden, arbeitete jetzt noch ein tüchtiger Geselle mit ihnen.

Die ersten Passagen, die er in der Frühe gespielt habe, hätten gezeigt, daß ihm sein Werk geglückt sei und die Orgel einen vollen, tremolierenden Klang aufweise wie kaum eine zuvor. Der Inhalt des Briefes kam am Kaffeetisch noch einmal zur Sprache, und das Mädchen äußerte: „Onkel Peschke ist doch ein Künstler auf seinem Gebiete; wenn ich im übernächsten Jahre nach Glogau auf Bildung gehen werde, muß ich dieses Meisterstück sehen und Musik darauf hören!“

Röte und Blässe jagten sich bei diesen Worten im Antlitze des Jünglings. Das Lob auf die Meisterschaft des Vaters stachelte ihn an, später ein gleiches zu verdienen; die Mitteilung des Mädchens, auf Bildung zu gehen, machte ihn noch nachdenklicher. Was hatte er dann noch in Altenrade, wenn Martha nicht mehr hier war? Vielleicht fand sie in Glogau einen vornehmen Cavalier, der sie Sonntags in eine Konditorei am Ringe oder zum Tanze führte. Einen jungen Mann aus einem der vielen Kleidergeschäfte, mit gebrannten Locken, wie er einige davon in Glogau gesehen hatte, und die selbst immer gekleidet gingen wie reiche Herren und Grafen. Dabei musterte er in Gedanken seinen Sonntagsstaat, aus derbem Kammgarn, den umgeschlagenen Leinenkragen mit dem schwarzen, breiten Binder und die halbhohen Stulpenstiefel aus derbem Rindleder. Aber, in zwei Jahren war er auch schon Geselle und kaufte sich dann gleichfalls Lackstulpenstiefel mit braunen Aufschlägen, ließ sich das Haar wachsen und tief in den Nacken fallen, wie es Maler und Musiker, Dichter und Bildschnitzer taten, um die Freiheit ihrer Berufe nach außen hin zu bekunden. Während dieser Gedanken befahl ihm eine sichtliche Unruhe, und er wünschte heute schon, die zwei Jahre bis dahin wären um, und er könne nach Glogau zu einem dortigen Meister, damit er an freien Sonntagen ein Altenrader Mädchen mit nußbraunen Locken durch die Straßen und zum Tanze führen könne, zum Erstaunen aller Glogauer.

Die Gespräche der Frauen rauschten indessen an seinen Ohren vorüber, und als man ihn einmal direkt fragte, ob Glogau noch immer von hohen roten Mauern umgeben sei wie ein Strafgefängnis, schrak er auf und gab eine zerstreute Antwort.

Kopfschüttelnd sagte die Großmutter: „Junge, du wirst mir halt gar ein Träumer werden!“

Wieder schoß eine Blutgarbe in seine Wangen und verschlug ihm erst recht die Sprache. Seine Mutter Ernestine nahm ihn in Schutz und meinte: „Laßt es nur gut sein, Mutter. Er steckt in der Entwicklung, und wenn der Knoten erst geplatzt sein wird, kommt er schon auf den Weg der Peschkeleute. Mein Wilhelm war in den Jahren auch so besinnlich. Besser, als wenn er ein Toller und Tumme wäre —!“ Und damit schloß sie ihren großen Jungen in die Arme und gab ihm einen herzhaften Kuß auf den Mund, worüber die Großmutter wieder den Kopf schüttelte und etwas von Verhättscheln murmelte, indessen das Mädchen den Blick zu Boden schlug.

Die Sonne sandte eben den letzten Schein durch das Gartenfenster und tauchte den Werkstisch und die Kaffeetafel in ein glühendes Rot, das nahezu in ein sattes Violett hinüberflamte.

„Das ist ein später Herbsttag wie selten einer!“ bemerkte Frau Ernestine und knüpfte die Aufmunterung daran: „Kinder, ihr müßt nicht in der Stube mauken. Ihr seid gestärkt und könntet doch ganz gut noch ein wenig in die freie Natur hinausgehen!“

Martha fand diesen Vorschlag großartig und sagte zu Werner: „Ja, willst du?“